

Die Deponie, das «Mekka» für Wildbienen

Mehr Abfall, mehr Platzbedarf: Der Kanton Zürich informiert im Mai und Juni zusammen mit den Betreibergemeinschaften über die Deponieplanung der Zukunft. Vergangenes Wochenende traf man sich dazu im Eglisauer «Schwanental».

Alexander Joho

EGLISAU/BUCHBERG. Gemeinsam stapft die kleine Gruppe, anwesend sind auch Werkmitarbeiter der umliegenden Gemeinden, über das teils asphaltierte, meist lehmige «Schwanental»-Gelände; die Stiefel und Arbeitsschuhe versinken leicht im Untergrund. «So wie früher einfach Abfälle miteinander vermischen, mit dem «Kompakter» drüber und eine Schicht Bauschutt und Aushub verteilen, geht heute nicht mehr», sagt Christoph Steiner, Bereichsleiter Steine und Erden, Rückbau/Erdbau und Umwelttechnik bei der Toggenburger AG. Auch wenn man alles verwerten möchte, komme man nicht um Deponien herum.

Eine Deponie, zwei Kantone

Die Deponie Schwanental im Eglisauer Gebiet «Chüehalden», seit August 2010 betrieben von einer Arbeitsgemeinschaft der Firmen Toggenburger und Implenia, liegt an einem Hang und umfasst ein Areal von fünf Hektaren in zwei Kantonen; ein Teil gehört zur Schaffhauser Gemeinde Buchberg. In naher Zukunft soll das Areal um zehn weitere Eglisauer Hektaren anwachsen. Fruchtfolge- und Naturschutzflächen soll es weiterhin geben. «Den Teil, welcher der Landwirtschaft verlorengeht, können wir im Rafzerfeld ausgleichen», erklärt Christoph Steiner.

Seit über zehn Jahren spricht man im Nordosten Eglisaus von einer Erweiterung des Deponiegeländes, mit dem Richtplaneintrag ist man in der «Gesamtschau» schon ein wenig weiter. Derzeit läuft die Vorprüfung, warte man gemäss Steiner auf die Rückmeldung der entsprechenden Ämter. Nach letzten Korrekturen liegt der Gestaltungsplan dann für 60 Tage zur Einsicht auf. Am Verkehrsregime oder an den Zuliefermengen würde sich nichts ändern, sagt Steiner. Der Aushub- und Ablagerungsablauf ist über den Gestaltungsplan verbindlich und recht kompliziert, mit sieben Etappen. Die Zeit drängt jedoch. «Wir haben hier noch für rund vier Jahre Volumen», so Christoph Steiner weiter, «aber auch nur, weil wir die Anlieferungsmengen reduziert haben. Normalerweise wären 100 000 Tonnen pro Jahr möglich, in den vergangenen zwei Jahren waren es noch 70 000 Tonnen. Wenn wir unten mit der Erweiterung beginnen, wollen wir hier oben langsam fertigmachen.»

Der Kanton Zürich sieht sich schweizweit in der Vorreiterrolle mit der Förderung der Kreislaufwirtschaft. Und man gehe häuslicherisch mit dem verfügbaren Deponieraum um, heisst es. «Obwohl sich die



Ökologie und Ökonomie im Blickfeld: Christoph Steiner von der Toggenburger AG auf dem Rundgang über das Gelände der Deponie Schwanental.

BILD: ALEXANDER JOHO

Menge der deponierten Abfälle gegenüber heute voraussichtlich deutlich reduzierten lässt, sind weiterhin ausreichend geeignete Standorte notwendig, um nicht verwertbare Stoffe sicher zu entsorgen», schreibt der Kanton. Dank besserer Wiederverwertbarkeit von Abfällen, speziell von Bauabfällen, welche den Grossteil ausmachen, dürfte der Gesamtzürcher «Abfallberg» ab 2030 abnehmen.

Abgeladen werden im «Schwanental» Abfälle des Typs B, also Inertstoffe. 60 Prozent des Abfalls betrifft Aushubmaterial, 30 Prozent Ober- und Unterboden (zum Teil von Rebbergen), 10 Prozent Bauschutt. Bausubstanzen werden üblicherweise zu Mischabbruch- und Betongranulat recycelt; bei belasteten Materialien kommt die Bodenwaschanlage zum Zug, die beim Reinigen zusammen mit dem belasteten «Filterkuchen», der ins Zementwerk oder in die Deponie gelangt und allenfalls an Verbrennungsanlagen exportiert, am Ende sauberen Kies und Sand zurücklässt.

Steiner: «Der Kanton Zürich ist da fortschrittlich: 50 Prozent des schwach belasteten Materials muss behandelt, gewaschen werden, 50 Prozent wird abgelagert. Das ist eine gute Sache: Der Bauherr weiss, woran er ist. Und der Entsorger ebenso.» Es sei angedacht, die 50:50-Regel in eine 70:30-

oder 75:25-Regel umzuwandeln, vielleicht schon dieses Jahr.

«So wie früher einfach Abfälle miteinander vermischen, mit dem «Kompakter» drüber und eine Schicht Bauschutt und Aushub verteilen, geht heute nicht mehr.»

Christoph Steiner
Toggenburger AG

GALERIE

Mehr Bilder zum «Tag der offenen Deponie» im Eglisauer «Schwanental» unter www.shn.ch/click

oder 75:25-Regel umzuwandeln, vielleicht schon dieses Jahr.

Der Kanton Zürich steckt in einer Zwickmühle: Seine neun aktiven Deponien haben gemäss Baudirektion in vier bis zehn Jahren ihre Kapazitätsgrenzen erreicht. Die Bevölkerung wächst stetig, mehr Menschen machen mehr Abfall. Mit der «Gesamtschau Deponien» werden neue Standorte für den kantonalen Richtplan eruiert, total deren 23 (inklusive drei Erweiterungen), möglichst über das ganze Kantonsgebiet verteilt, unter anderem in Rafz und Trüllikon.

Bevor jeder Abfall jedoch auf einer Deponie landet, wird er durch einen externen Fachberater beurteilt. «Alle maximal 4000 Kubikmeter finden zudem Stichproben statt», so Steiner weiter. Würden Schadstoffgrenzen überschritten, müsse das Material wieder abgeholt werden, auf Kosten des Zulieferers. Jeder Lastwagen werde genauestens auf seine Ladung hin kontrolliert. Diskussionen sind selten: «In den vergangenen 13 Jahren gab es vielleicht zwei, drei Unstimmigkeiten», erklärt Steiner.

Die lokale Geografie hat ihre Vorteile: Wer im «Schwanental» Abfall entsorge, so Steiner, achte gleichzeitig darauf, bei den nahegelegenen Kieswerken Material für die Rückfahrt aufzuladen. «Wir und andere

Unternehmen haben schliesslich ein wirtschaftliches Interesse daran, dass die Lastwagen voll sind. Wenn sie nicht voll sind, hat man etwas falsch gemacht.»

Um zu verhindern, dass Schadstoffe ins Grundwasser gelangen, werden Barrieren verbaut. Deponien für Abfälle der Typen B bis E dürfen erst gar nicht über nutzbarem Grundwasser liegen. Bei Abfall der Typen C, D und E muss eine geologische Barriere vorhanden sein und wird das Sickerwasser über eine Wasseraufbereitungsanlage oder durch die nächstliegende Abwasserreinigungsanlage gefiltert. Das «Schwanental»-Sickerwasser gelangt über Leitungen entweder direkt oder über die ARA in den Rhein, wird laut Steiner zweimal pro Jahr beprobt mit dreiseitigen Analyseberichten. «Bislang mussten wir das Sickerwasser erst einmal durch die ARA reinigen lassen, und das auch nur wegen einer Trübung, nicht wegen Schadstoffen.»

Das Tierparadies

Das «Schwanental», eine Mergelgrube, die bis vergangenes Jahr Rohmaterial für die Backsteinproduktion hervorbrachte, verfügt über diverse naturnahe Flächen und wird fortlaufend rekultiviert, Pflanzenarten können gezielt gestreut werden. Gemäss Vorgabe des Kantons müssen mindestens 15 Prozent einer Deponiefläche ökologisch aufgewertet werden; im «Schwanental» liegt man laut Steiner weit über diesem Wert, bei mehr als 50 Prozent. Die Deponie ist aber auch ein Wachstumsparadies für (seltene) Pflanzen sowie für Tiere, wie Libellen oder Schmetterlinge, Steiner spricht auch von einem «Mekka»: «Wer Deponien betreibt, muss Wanderbiotope zur Verfügung stellen. Bei uns sind das Sandhügel für Wildbienen, 70 zum Teil seltene Arten, aber auch Feuchtfelder, hier für Laubfrösche, Kreuzkröten oder Gelbbauchunken. Kaum ist im Frühling eine Wasserfläche vorhanden, es reicht schon eine Fahrspur eines Bulldozers oder Baggers, nisten sich darin diverse Tierarten ein.»

Derzeit klärt die Baudirektion, genauer gesagt das Amt für Abfall, Wasser, Energie und Luft (Awel), mit einem «Tag der offenen Deponien» vor Ort über den Status quo und die zukünftigen Absichten auf. Jeweils mittwochs werden die umliegenden Gemeinden sowie Grundeigentümer informiert, an Samstagen derselben Woche die Bevölkerung. Ende Mai startete die Aktion in der Obfelder Deponie Tambrig; diese Woche trifft man sich in Oetwil am See (Deponie Chrüzlen), kommende Woche in Rümlang in der «Chalberhau».

Rheinauer Konzerte: Musik als Klangrede

Die Rheinauer Konzerte 2024 sind noch jung; am Sonntag fand das erste Chorkonzert dieser Saison statt. Zu Gast: der Rapperswiler «Coro Canto».

Gisela Zweifel-Fehlmann

RHEINAU. Ein mustergültig geschulter Chor, der den lebendigen Sprachduktus von betonten und unbetonten Textsilben ganz verinnerlicht hatte und mit Begeisterung, doch ohne zu forcieren sang – ein hochqualifiziertes Orchester mit Spezialisten der historisch informierten Aufführungspraxis, welche mit barocken Instrumenten begeistert der inspirierenden Zeichengebung des Dirigenten Frank Mehlfeld folgten – sowie vier stimmlich und stilistisch perfekt aufeinander abgestimmte junge Vokalsolisten bildeten am Sonntag die tragenden Stützen der denkwürdigen Aufführung mit geistlicher Barockmusik in der Klosterkirche Rheinau.

Der stimmlich ausgewogene «Coro Canto» aus Rapperswil, wo auch junge Gesichter in den Reihen der 20 Sängerrinnen und Sänger zu sehen sind, wurde



Frank Mehlfeld leitete Chor und Orchester.

BILD: MATTHIAS ZWEIFEL

vom deutschen, katholischen Kirchenmusiker Frank Mehlfeld erst vor drei Jahren gegründet. In der kurzen Zeit haben sie schon beachtlich Hochstehendes vorzuweisen, wie hier arbeiten sie oft mit dem Zürcher Orchester «La Compagna» zusammen.

Die prachtvolle und emotional berührende Pfingstkantate «Erschallet, ihr Lieder» BWV 172 von Johann Sebastian Bach (1685–1750) machte den Anfang.

Anhand etlicher Umarbeitungen und Aufführungen von 1714 bis 1731 ist die spezielle Vorliebe des Komponisten für diese innerhalb seiner zahlreichen Kantaten ersichtlich.

Frank Mehlfelds Gespür für die musikalische Affektenlehre jener Zeit brachte sie zu einer farbigen, wortausdrückenden Interpretation von hoher Ausdruckskraft. Auf die instrumentale, zügig frisch musizierte Einleitung mit

prunkvollen Pauken und Trompeten setzte strahlend der Lobgesang des Chors ein.

Bach, Vater und Sohn

Die klangvolle, schlanke Bassstimme von Michael Schwarze beschwor in seinem Rezitativ mit Arie die Ankunft des Heiligen Geistes, gefolgt von der Tenorarie durch Zacharie Fogal, der mit lieblicher Gesanglichkeit und sanfter Orchesterbegleitung das Seelenparadies von Gottes Schöpfergeist beschrieb. Ergreifend schloss eine «Unio Mystica» an, die mystische Hochzeit zwischen Heiligem Geist und der menschlichen Seele als Liebesdialog von Sybille Diethelm, Sopran, und der Mezzosopranistin Geneviève Tschumi, gefolgt vom schlichten Schlusschoral des Chors mit den Worten «... Nimm mich freundlich in dein' Arme».

Mit seinem Magnificat steht Carl Philipp Emanuel Bach (1714–1788) seinem berühmten Vater in nichts nach. Es ist ein Frühwerk des 35-jährigen Sohnes und ist noch dem väterlichen polyphonen Stil verhaftet, bevor er sich als musikalischer Neuerer dem empfindsamen Stil des «Sturm und Drang» zuwandte.

Auch hier machten Pauken und Trompeten den virtuosen, glanzvollen Anfang, welcher an das Weihnachtsoratorium Johann Sebastian's erinnerte. Ihre textausdrückenden Arien interpretierten die Sopranistin als Jungfrau Maria mit Demut, der Tenor mit sieghaft überlegenen Koloraturen, wo sich der Chor in einem tröstlichen, sanft getragenen chromatischen Satz einbrachte.

Der Bass sang als strahlender Sieger, und der Alt berührte mit der Aussage des Vertrauens, Erbarmens und der Geborgenheit. Das ausdrucksvolle Duett zwischen der Mezzosopranistin mit dem Stimmtimbre eines Altus und dem Tenor, die miteinander verschmelzend den Sturz und die Erhebung der Mächtigen und Hungernden heraufbeschwoeren, wurde zu einem Höhepunkt.

Mit prächtigem Orchester, das zuvor in vielen Klangfarben der Blasinstrumente, Streicher und Generalbassgruppe mit Orgel (Balázs Szabó) zu hören war, schloss der Chor jubelnd mit einer grossen Fuge, die auch Vater Bach grösste Ehre gemacht hätte. Als Zugabe zeigte «Erschallet, ihr Lieder» noch einmal barocke Lebensfreude.